

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Östlichen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 14. Februar 1901.

(Nachdruck verboten.)

Schloß Favorite.

Roman von B. v. d. Lancken.

(Fortsetzung.)

Clemence fühlte sich peinlich berührt, das Blut stieg ihr in die Wangen, und eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen. Kurz bevor der Thee servirt wurde, wünschte Katharina einen Rundgang durch den Garten zu machen. Wolfenstein führte sie, die Gräfin folg'e mit Clemence in angemessener Entfernung.

„Sie wagt an ihr Glück noch gar nicht zu glauben, die Kleine,“ sagte Katharina, nach einigen Minuten das Gespräch auf ihr Hoffräulein lenkend. „Glauben Sie mir, Graf, die Deutschen haben mit ihrer Liebe viel Mühe gemacht; nun, Gott Lob, scheinen alle Hindernisse fast endgiltig überwunden zu sein.“

Wolfenstein sah die Sprecherin mit erstauntem Blick an.

„Ich bitte um Verzeihung, Euer Hoheit nicht ganz verstanden zu haben.“

„O, heucheln Sie nicht. Sollte Ihrem scharfen Blick allein entgangen sein, was seit langer Zeit am Hofe ein öffentliches Geheimniß war und was jedem unbefangenen Beobachter auffallen muß, jetzt mehr, denn je?“

„Ich habe weder am Hofe gelebt, noch darf ich Anspruch darauf machen, als scharfer Beobachter zu gelten.“

„Nicht scharf, lieber Graf, nur ganz unbefangenen. Haben Sie wirklich keine Ahnung, daß zwischen dem Prinzen Paul und Clemence eine innige Herzensneigung besteht, die nun in vielleicht nicht allzu ferner Zeit auch den kirchlichen Segen erhalten wird?“

„Fräulein von Fünfkirchen liebt den Prinzen?“ Sein Herz krampfte sich zusammen vor unendlichem Weh.

Katharina zuckte die Achseln. „Jedenfalls liebt er sie über alles, und Clemence, nun, ich glaube, sie liebt ihn auch. Seien wir gerecht, Graf. Ich kenne Clemence, sie ist kein unedler Charakter, aber sie ist ein in jeder Hinsicht verwöhntes Geschöpfchen, und dabei ziemlich vermögenslos. Ihre Neider haben ihr viel Böses nachgeredet und ihr vorgeworfen, sie kokettire mit diesem, mit jenem, aber nur mit Männern, die neben altem Namen auch über ein großes Vermögen verfügen, ohne deshalb den Prinzen aus den Augen zu verlieren. Ich urtheile weniger scharf und betrachte die Sache vom rein objektiven Standpunkt; sie liebt meinen Schwager, davon bin ich überzeugt, aber das Ganze war bis zur Geburt des zweiten Sohnes vom Herzog ziemlich aussichtslos und — die Charaktere sind ja so verschieden. Clemence hat trotz ihrer Jugend und Lebhaftigkeit, trotz ihres anscheinend warmen Gefühls mehr kluge Berechnung, als man ihr zutraut.“

Graf Wolfenstein schritt wie ein Träumender dahin; es war als habe ihn ein schwerer Schlag auf den Kopf getroffen und sein ganzes Denken gelähmt. Ein kaum merkliches, triumphirendes Lächeln zuckte um den Mund der Prinzessin und im unbefangenen, fast entschuldigenden Ton fuhr sie fort:

„Dabei ist sie aber ein lustiges Ding, gutherzig, zu jedem tollen Streich aufgelegt, wie Ihnen wohl die Wette bewiesen. Sie hörten doch von dem Scherz?“

Wolfenstein schüttelte schweigend das Haupt.

„Nicht? Nun freilich — kannten Sie Clemence weniger gut, wie Sie sie jetzt kennen, würden Sie leicht ein falsches, ungerechtes Urtheil über sie gefällt haben, und dieselbe hat die heitere Erzählung, — sie erzählt wirklich oft allerliebste — wohl nur vor dem Prinzen, vor unserem kleinen Kreis in Steinhorst zum Besten gegeben. Ich denke aber, es würde Sie doch amüsiren und da im Grunde nichts Schlimmes dabei ist, möchte ich Sie Ihnen erzählen.“

„Hoheit sind außerordentlich gnädig.“ Er sagte es mit scharfer Ironie und reizte die Fürstin dadurch nur mehr. Nach der Erzählung Katharinas mußte die unbedacht eingegangene und im Uebermuth zur Ausführung gebrachte Wette mindestens einen sehr falschen Schein auf Clemence werfen; dabei wußte die Prinzessin durch die Art, wie sie das junge Mädchen entschuldigte, den Verdacht von sich abzulenken, als verbinde sie mit diesem Bericht irgendwie die Absicht zu schaden; sie plauderte so harmlos, so amüsirt, daß unter anderen Verhältnissen der Graf ihr mit Vergnügen zugehört haben würde.

Der Thee war servirt, als die beiden Paare nach dem Schloß zurückkehrten, aber die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen und etwas früher als sonst, einen Schatten des Mißmuths auf der Stirn, verabschiedete sich die Fürstin.

„Erhole Dich, Kind,“ sprach sie in fast mütterlichem, besorgtem Tone, Clemence leicht auf die Schulter klopfend, „in vierzehn Tagen ist Dein Urlaub zu Ende.“

Ihr letzter Blick aus dem Wagen galt Wolfenstein; ohne mit der Wimper zu zucken, verneigte er sich tief und ehrerbietig — Prinzess knirschte mit den Zähnen auseinander und klopfte heftig mit der Spitze des schmalen Fußes auf den weichen Wagenteppich.

Als man sich in Schloß Favorite „gute Nacht“ wünschte, hielt Wolfenstein Clemences Hand einen Augenblick fest und fragte heftig mit gedämpfter Stimme:

„War es damals ein Zufall, der Sie im Frühling hierher führte? Nicht wahr, ja — es war Zufall, eine Fügung des Schicksals? Bitte, sagen Sie ja!“

Seine Augen hingen angstvoll fragend an ihrem Antlitz; einen Moment zögerte sie mit der Antwort.

„Reden Sie, ich bitte!“

Clemence sah mit ernstem Blick zu ihm auf:

„Nein, Graf,“ antwortete sie mit fester Stimme, „es handelte sich um eine Wette.“ Er ließ ihre Hand los und trat mit einer kühnen Verbeugung zurück. — Clemence fühlte etwas wie ein brennendes Weh im Herzen: Sie wußte, daß sie den Mann, den sie über alles liebte, verloren.

7. Kapitel.

Der alte Rittmeister von Fünfkirchen kränkelte seit einigen Tagen; er saß im Lehnstuhl, mochte nicht essen noch trinken, und was das Schlimmste war — sein Pfeifchen und die beste Sorte Habannah schmeckten ihm nicht. Frau Fides trippelte, wie von einer geheimen Angst getrieben, durch die weiten, stillen Wohnräume; ihr lag etwas auf der Seele, sie wollte ihrem Eheherrn eine Bitte vortragen und fand doch nicht recht den Muth dazu, aber das viele Hin- und Herüberlegen brachte sie nicht weiter, und so faßte sie sich denn eines Nachmittags, als der Rittmeister sein Schläschen beendet hatte, und im Lehnstuhl am Fenster saß, ein Herz und rückte mit ihrem Ankerigen heraus. Frau Fides war zwar eine vorzügliche, sanfte und lebenswürdige Gattin, aber sie war daneben doch ein schlaues Weibchen, das die schwachen Seiten ihres Ehemannes gut kannte und richtig zu benutzen verstand, ohne deshalb den Vorwurf der Heuchelei und Berechnung zu verdienen. So wußte sie denn auch, daß er es gern hatte, wenn sie manchmal in gemüthlichem Plaudern neben ihm saß, und daß er allen Bitten und Vorstellungen am zugänglichsten war, wenn sie eben in solchem „Schwatzstündchen“ ganz wie zufällig darauf kam. Nachdem der Diener den Kaffeetisch abgeräumt hatte, langte Frau von Fünfkirchen nach ihrem Strickzeug, rückte sich einen bequemen Polsterstuhl neben den des Gatten und fing von diesem und jenem zu erzählen an. War nun die Rittmeisterin gescheut, so war der alte Herr es nicht weniger; er hatte in ihrer nun bald fünfzigjährigen Ehe sein Weibchen so gut studirt wie sie ihn, und bald dämmerte ihm auch heute eine leise Ahnung, daß irgend eine Sache im Hintergrunde der Erledigung harrete. Nach vielen Redewendungen kam dann Frau Fides auch endlich auf die Prinzessin und von dieser auf Clemence zu sprechen, und dies war der Endpunkt, den sie im Auge gehabt; sie legte mit einem male das Strickzeug in den Schoß, beide Hände auf den Arm des Gatten und sah mit ihren treuen, seelenvollen Augen zu ihm auf.

„Fritz!“ sagte sie weich und bittend.

Der Rittmeister blickte sie lächelnd an. „Nun, Fides, was willst Du denn heute eigentlich?“

„Wie wir soeben von Clemence sprachen, kam mir ein Gedanke.“ Sie erröthete bei diesen Worten, denn da sie sich schon seit zwei Tagen mit diesem Gedanken gerade beschäftigt hatte, sprach sie wissenlich die Unwahrheit, und darin war sie recht ungeübt, die alte Dame; sie verbesserte sich denn auch gleich, so gut es ging, indem sie fortfuhr: „Das heißt, gedacht habe ich wohl schon öfter daran, aber just diesen Augenblick erinnerte ich mich dessen lebhaft. Wir sind beide alt, Fritz, zwar noch rüstig, — wenigstens Du, denn das bißchen Erklärung jetzt ist nicht zu rechnen, — aber trotzdem — sei nicht böse, wenn ich es sage — kann das Ende doch rascher und eher kommen, wie wir glauben. Unser Junge ist versorgt, er bekommt das Gut, seine Frau ist vermögend, er hat nur zwei Kinder, um ihn brauchen wir uns nicht zu hangen. Aber Clemence! Sie hat, was sie einmal von mir erbt; es ist wenig, Fritz, sechstausend Thaler. Hättest Du Dir eine reiche Frau genommen, wäre es für die Kinder besser,“ scherzte sie. „Das Erbe, was unserer Tochter von Dir zustand — Du weißt, daß es nach und nach von Johanna zur Ehrenrettung des Gatten hingegeben wurde, für Clemence ist nichts geblieben. Sie hat es bis jetzt nicht empfunden, wird es vielleicht auch nicht, so lange die Prinzessin lebt und wir. Aber es will mir nicht in den Kopf, daß sie einmal nach unserem Tode von dem Wollen oder Nichtwollen anderer abhängig sein soll. Unser Junge ist ja ein guter Mensch, er würde ihr außer den Zinsen vielleicht immer noch die dreihundert Thaler geben, die Du ihr jetzt

giebst, aber wer kann in die Zukunft sehen, wer die Schicksale der Familien vorausagen?“

Beide schwiegen. Der alte Herr blickte wehmüthig sinnend auf den im Abendfrieden daliegenden stillen Gutshof; seine Gattin hatte den Kopf an seine Schulter gelehnt. Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort:

„Mache es testamentarisch, Fritz, stelle das Kind sicher; glaube mir, es ist für beide Theile besser so — für den, der geben, und für den der nehmen muß. Dieser braucht sich dabei nicht einzureden, als ob er dem anderen aus eblem Herzensdrange etwas besonderes Liebes und Dankenswerthes thut, und jenem wird das auf die Länge der Zeit peinigende und demüthigende Bewußtsein der Abhängigkeit erspart.“

„Du hast Recht, Fides, aber für unsern Jungen sage ich gut,“ antwortete der Rittmeister.

„Ich auch — indessen er ist sterblich wie alle Menschen, und für eine Generation weiter übernehme ich schon keine Garantie mehr,“ beharrte die kleine Frau.

Der Rittmeister stand auf und ging, auf seinen Stock gestützt, ein paar mal im Zimmer hin und her; seine Gattin griff wieder zu ihrem Strumpf, und eine Zeit lang hörte man in dem stillen Zimmer kein anderes Geräusch als das leise Stapfen des Stockes, das Ticken der Uhr und das kaum bemerkbare Klappern der Stricknadeln.

Plötzlich machte der alte Herr Halt. „Fides!“

Sie blickte auf.

„Weiß Clemence, wie die Sachen stehen, daß sie wenig zu erwarten hat?“

„Nein.“

„Nun, siehst Du, das hätte längst geschehen müssen; wir beide haben unrecht darin gehandelt; sie hat sich daran gewöhnt, Summen auszugeben, die mit ihren späteren Einkünften nicht in Einklang zu bringen sind.“

Frau Fides nickte. „Um so mehr haben wir die Pflicht, dies Bersehen, soweit es in unseren Kräften steht, wieder gut zu machen. Nicht wahr, Fritz, Du thust es, und bald?“

„Sobald ich wieder zur Stadt fahre, ich verspreche es.“

Frau Fides schmiegte sich an ihren Gatten und streichelte ihm liebevoll den grauen Bart; sie waren immer so glücklich miteinander gewesen, selten nur hatte ein Wölkchen des Unfriedens ihre Ehe getrübt

Am nächsten Morgen ging Frau von Fünfkirchen hinaus, wie gewöhnlich ihre Wirthschaft zu inspiziren; der Rittmeister, der über Schwindel klagte, blieb allein im Wohnzimmer; er legte sich, was sonst nicht seine Art war, aufs Sopha und während durch das offene Fenster der Sonnenschein hereinlachte und die Schwalben unter dem Hausdach zwitscherten, ließ der alte Mann seine Gedanken zurück in die Vergangenheit schweifen.

Er konnte auf ein pflichttreuer Thätigkeit gewidmetes Leben zurückschauen; er hatte redlich das Seine gethan, das angestaumte Erbe der Väter zu erhalten, und Gottes Segen hatte auf seiner Arbeit geruht. In seinem Familienkreis hatte Freud und Leid gewechselt wie überall; die unglückliche Ehe der Tochter hatte viel Sorge gemacht, und er erkannte heute deutlicher denn je zuvor, wie recht die Gattin gehabt, ihn auf die wenig gesicherte Zukunft der von ihm sehr geliebten Enkelin aufmerksam zu machen. Dies war der einzige Punkt seines Lebens, wo er — ganz entgegen seinem sonstigen vorbedachten Handeln und Sorgen — sich einen Vorwurf zu machen hatte; aber jetzt war ja noch Zeit, es war noch nichts verloren. Sobald er sich wieder frisch fühlte — vielleicht morgen schon — wollte er in die Stadt, und dann konnte er sagen, „er habe sein Haus wohl bestellt“. Ein stilles, glückliches Lächeln spielte um seinen Mund und verschönte sein wohlwollendes Antlitz. Er richtete sich rasch auf, er wollte dem Rechtsanwalt schreiben, seinen Besuch anmelden; aber jählings sank er in die Kissen zurück, sah le

Blässe überzog die eben noch von freundlichem Lächeln belebten Züge, der starke, kräftige Körper streckte sich — ein Herzschlag hatte erwartet schnell sein Dasein an das letzte Ziel geführt, das nach menschlicher Berechnung dem rüstigen Greise doch noch so fern zu liegen schien

Arme Frau Fides! —

Mit einem herzerschütternden Aufschrei sank sie, als sie eine Stunde später das stille Gemach betrat, in das der Tod leise, von keinem bemerkt, von keinem geahnt, seinen Einzug gehalten, neben dem Sopha nieder, auf dem der treue Gefährte ihres Lebens allem irdischen Glück, aber auch allem irdischen Leid entrückt, seinen letzten Schlaf schlief. Die Dienerschaft hatte den Schrei, den Fall gehört, man kam herein, hob die Bewußtlose auf und trug sie in ihr Schlafgemach hinüber, wo sie von ihrem alten Kammermädchen entkleidet und ins Bett gebracht wurde, während drüben im Wohnzimmer die Leute mit feuchten Augen und leisem Schluchzen die Leiche des guten alten Herrn umstanden, der für alle stets so treu gesorgt, für jeden ein freundliches Wort gehabt hatte.

Der herbeigeholte Arzt konnte nur den durch Herzschlag eingetretenen Tod konstatiren und vernichtete damit manch zaghaftes Hoffen in den Gemüthern der treuen Leute. Große Sorgfalt empfahl er, der von einer tiefen, schweren Ohnmacht noch immer umfangenen Gebieterin zuzuwenden. —

Erst vor drei Tagen wieder nach Steinhorst zurückgekehrt, traf Clemence die erschütternde Nachricht wie ein Donner Schlag; litt sie nicht ohnehin schon so schwer, hatte sie nicht täglich, stündlich gegen das zuckende, rebellische Herz anzukämpfen? Wolfenstein hatte sie seit ihrer Abreise von Faborite nur einmal gesehen, als er zu kurzem Besuch in Lomniß vorsprach — er war zurückhaltend, höflich nur gewesen, und die Nacht, die diesem Begegnen folgte, hatte sie in heißen Thränen durchweint. Nun griff der Tod noch mit seiner rauhen Hand in ihr Dasein. Für den Augenblick drängte der neue Schmerz das tiefe, seelische Leid in den Hintergrund.

Die Erbprinzessin war mehr verstimmt, als theilnehmend; — dieser Todesfall erforderte wieder einen Urlaub für Clemence und fesselte dieselbe länger in der Gegend, als ihr wünschenswerth erschien; es wurde in Steinhorst die baldige Abreise und ein kurzer Besuch am herzoglichen Hoflager geplant, wo Katharina ihrem Ziel bedeutend näher zu kommen hoffte. Allein selbst der herrische Wille der schönen Frau mußte sich der Macht des Schicksals fügen und am Nachmittag des traurigen Tages fuhr Clemence zunächst für vierzehn Tage beurlaubt nach Lomniß.

Gräfin Mathilde und Graf Wolfenstein, als nächste Nachbarn des Heimgegangenen, waren nach Lomniß gekommen. Wolfenstein empfing das junge Mädchen vor der Thür und geleitete sie über die öde, stille Bordiele nach dem „Saal“. Ihr Leid schnitt ihm ins Herz, wie viel hätte er ihr sagen mögen und fand doch nicht ein Wort. Gräfin Mathilde schloß die Weinende zärtlich in ihre Arme; sie nahm ihr Hut und Tuch ab, führte sie zum Sopha und erzählte ihr, während Clemence, leise schluchzend, den Kopf an ihre Schulter lehnte, was sie über des Rittmeisters letzte Stunden erfahren.

„Ich möchte ihn sehen,“ bat Clemence. Die Gräfin führte sie in das traute Wohngemach hinüber.

Er ruhte noch auf dem Sopha, wie der Tod ihn überrascht; im bequemen Hausrock, das Sammetkappchen auf dem weißen Haar, nur die Arme, die über der Brust verschränkt gewesen, waren bei der Untersuchung vom Arzt gelöst; auf dem Tisch stand neben der Morgenzeitung und dem Pfeifchen der Tabakskasten — alles, alles genau so wie an jenem Morgen, wo Clemence fortgefahren und wo der alte Herr noch in Rüstigkeit und Frische ihr „Lebewohl“ gesagt.

„Großpapa! Lieber Großpapa!“ Sie kniete neben dem Todten nieder und küßte die kalte Hand

Frau von Hünkirchen war von einem Schlaganfall betroffen, der sie der Sprache und Bewegung ihrer Hände beraubt; sie lag

im Bett, die Augen weit aufgerissen, als Clemence eintrat, und ihre Blicke irrten mit angstvollem, unstillen Ausdruck durchs Zimmer. Es waren schreckliche, qualvolle Stunden und Tage, die für diese folgten. Gräfin Mathilde, von den Aufregungen übermannt, durfte auf Befehl des Arztes nicht in Lomniß bleiben; sie fuhr am Abend nach Lindenbrück und durfte erst an dem zur Beerdigung festgesetzten Tage zurückkehren. Inzwischen war Clemence, unterstützt von der alten Kammerfrau, allein zur Pflege bei der Großmutter; die für das Begräbniß des alten Herrn nothwendigen Vorbereitungen und äußeren Formalitäten erlebte Wolfenstein. Täglich sah und sprach er Clemence; in ihrem Schmerz, in ihrer hilflosen Verlassenheit, in ihrer zärtlichen Sorge um die Kranke erschien sie ihm so rührend, so weiblich hold wie nie zuvor, und sein Herz krampfte sich zusammen, wenn er daran dachte, daß er sie für immer aufgeben mußte; aber seine kaum bezwungenen Zweifel waren geweckt, er konnte nicht mehr an sie glauben, und damit war ihr und sein Geschick entschieden.

Und wie sehnte sie sich doch in diesen bangen Tagen und Stunden nach einem Wort der Liebe, wie trieb es ihn, ihr ein solches zu sagen, und wie drängte er's doch immer wieder zurück — er hatte ja kein Recht dazu, seit er in ihr die künftige Gattin eines anderen sah

Clemence verließ die Großmutter wenig, sie bezwang in ihrer Nähe ihren Schmerz, ihre Thränen, sie hatte Worte des Trostes für die alte Frau, sie versuchte, ruhig und gefaßt zu sein. Und doch, wieviel Schreckliches, Grausiges drängte sich für sie in diese Nächte und Tage zusammen! Im Saal aufgebahrt die Leiche des Großvaters, hier in dem halbdunklen Zimmer auf ihrem Schmerzenslager die Greisin, schon berührt von dem Fittig des Todes, ein Bild des allmählichen Absterbens, des ganzen, qualvollen Ringens einer Seele nach Erlösung und dabei doch das machtlose Kämpfen eines schon gebrochenen Körpers gegen den gewaltigen Ueberwinder alles Lebens! Clemence sah es wohl, wie die Kranke vergeblich versuchte, sich verständlich zu machen, wie sie sich mühte, ein letztes Wort hervor zu stoßen, ehe es vielleicht zu spät war. Sie sah das alles, es zerriß ihr das Herz, sie wollte helfen und konnte nicht. Oft, wenn das Weh zu übergroß wurde, schlich sie in den Saal hinüber und weinte sich aus, strich sie auch wohl liebevoll über das weiße Haar des Todten, oder legte die Hand auf die kalte Stirn, als wollte sie ihm, so lange er noch da war, auch etwas Liebes anthun.

Es war in der zweiten Nacht nach dem Ableben des Rittmeisters; die kleine Nachtlampe erhellte das Krankenzimmer mit ihrem matten Schein, ein feiner Regen schlug an die Fensterscheiben, und der Wind pffiff um die Giebel des alten Hauses. Clemence wachte allein am Bett der Großmutter, wie drüben im Saal der alte Statthalter und Diener an der Leiche ihres Herrn. Die Kammerfrau sollte das junge Mädchen gleich nach 1 Uhr ablösen. Clemences warme weiche Finger hielten die welcke, kraftlose Rechte der Greisin umschlossen, die endlich nach den qualvollen seelischen und körperlichen Leiden der letzten Tage etwas Ruhe gefunden zu haben und eingeschlafen schien. Wie lange sie so geseffen, wußte sie nicht — sie zuckte aber plötzlich leise zusammen, es war ihr, als ob die Hand der Kranken kälter, fester werde; sie beugte sich über sie, das Antlitz war ruhig wie im Schlummer — aber war es Täuschung — war es Wahrheit — kein Athemzug entfloß den halbgeöffneten Lippen. Einen Augenblick stand das Mädchen von Entsetzen gelähmt — dann sprang sie auf, entzündete mit zitternden Händen eine Kerze, und als sie sich dem Bett wieder näherte, fiel der helle Lichtschein auf die wackelnden regungslosen Züge — einer Todten. — — —

Endlich, endlich war dann alles vorüber; die aufregenden, schmerzlichen Zurüstungen zu den Begräbnissen, die Ankunft der Verwandten und die Trauerfeierlichkeit! Sarg an Sarg, in einem Grabe, im Tode, wie im Leben treu vereint, ruhte das alte Ehepaar unter der großen, breitästigen Kastanie des Dorfkirchhofes — auf dem Platz, den sie selbst sich schon längst gewählt.

Prinz Paul war persönlich erschienen, sein Beileid auszusprechen und dem Begräbniß beizuwohnen; Prinzess ließ sich durch den Baron Gontenried und Frau von Bielau vertreten.

Als der Prinz zuerst Clemence gegenübertrat, faßte er, ergriffen von ihrem Anblick, alle Etikette vergessend, ihre beiden Hände und rief schmerzlich bewegt: „Clemence, was haben Sie gelitten! Aber glauben Sie mir, ich — ich habe mit Ihnen gelitten!“

„Dank, tausend Dank, Hoheit!“ flüsterte sie. Seine Worte thaten ihr unbeschreiblich wohl.

In diesem Augenblick wurde Wolfenstein gemeldet, und da er dem Diener auf dem Fuße folgte, sahen die beiden noch Hand in Hand stehen. — — — — —

Die Verwandten waren angekommen; der Sohn hatte Besitz genommen von dem Erbe seiner Väter, kehrte aber nach dem Begräbniß vorläufig mit den Seinen nach der Garnison zurück. Clemence fühlte sich von dem Augenblick des Eintreffens der Familie an wie ein Gast im Hause und hatte beschlossen, unverzüglich nach Steinhorst zurückzukehren.

Ihr graute vor dem Leben, wie es jetzt vor ihr lag, und doch — es blieb ihr keine Wahl, und das „Muß“ eben war es, was es noch schwerer machte.

Weinend lag sie an Gräfin Mathildens Brust, als sie ihr in Lindenbrück „Lebewohl“ sagte.

„O, Gräfin — theure Gräfin, wie unendlich viel habe ich verloren! Ich habe ja nie geglaubt, daß das Leben so schwer sein könnte.“

„Es ist ein Kampf, mein geliebtes Kind,“ flüsterte die alte Dame, „und nur kämpfend — ob besiegt, ob siegend — lernen wir erkennen, was wir selbst werth sind. Gott stehe Ihnen zur Seite!“

Noch ein letzter Händedruck, ein Kuß — sie schieden, Clemence fuhr nach Steinhorst; Gräfin Mathilde stand am Fenster und sah dem Wagen nach; sie wußte gut genug, an welch' doppeltem Weh das junge Herz zu tragen hatte. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Duell.

Novellette von Arthur Zapp.

Es war in der ersten Vormittagsstunde. Lauter Wagen-gerassel veranlaßte den Fabrikbesitzer Friedrich Amberg, einen forschenden Blick durch das Fenster seines Privatkontors zu werfen. Er stutzte. War das nicht das elegante Gespann seines zukünftigen Schwiegervaters, des Rittergutsbesizers und Rittmeisters a. D. Herrn von Könen? Richtig! Und auf dem Vordesitz des „Selbstfahrers“ saß neben dem Rittmeister, der selbst kutschirte, Hildegard, seine — Ambergs — Braut.

In freudiger Hast eilte der Fabrikbesitzer vor die Thür. Was hatte der Besuch zu so ungewohnter Stunde zu bedeuten? fragte er sich.

Der alte Herr begrüßte seinen Schwiegersohn mit einer ostentativen Herzlichkeit und auch Hildegards bräutliche Zärtlichkeit hatte heute etwas Stürmischeres, als es sonst in ihrer Art lag.

In stiller Verwunderung führte der Fabrikbesitzer seinen Besuch in das elegant ausgestattete Privatkontor. Während sich Hildegard auf dem ihr angebotenen Fauteuil niederließ, blieb der Rittmeister vor seinem Schwiegersohn stehen.

„Du!“ sagte er lebhaft, „wir haben von Deinem Konflikt mit dem Leutnant von Linden gehört. Mein Nachbar, Herr von Pracht, erzählte mir heute in aller Frühe davon. Und da ließ ich gleich anspannen. Wie war denn das eigentlich?“

Er setzte sich und schaute angelegentlich zu dem Fabrikbesitzer hinüber, der sich neben seine Braut stellte, den einen Arm um ihre Schulter schlingend und sich gegen die Lehne ihres Sessels stützend. Amberg lächelte.

„Aber deshalb hast Du Dich doch nicht in Deiner Ruhe gestört, Papa! Das hieße der Sache zu viel Ehre anthun. Ich wies den jungen Herrn ein wenig zurecht. Er führte an der Stammtafel im Hotel „Kronprinz“ wieder einmal das große Wort und stellte unter anderem in seiner vorlauten, selbstgefälligen Weise die Behauptung auf, daß wahre Ritterlichkeit heute nur noch in den Offizierkorps zu finden sei. Worauf ich ihm mit bezug auf sein unreifes Alter — ich glaube, er ist noch nicht ganz zwanzig Jahre — entgegnete: die wahre Ritterlichkeit, Herr Leutnant, fängt wohl überhaupt erst beim Manne an —“

„Bravo!“ rief der Rittmeister und lachte. „Das hattest Du sehr gut gesagt, Fritz, Bravo!“

„Das riefen mir auch die übrigen Mitglieder unsrer Tafelrunde zu,“ fuhr der Fabrikbesitzer in seinem Bericht fort. „Leutnant von Linden aber fuhr puterroth in die Höhe; sein Witz ließ ihn schmählich im Stich und er wußte sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er das Schimpfwort „Unverschämtheit“ gegen mich ausstieß.“

Rittmeister von Könen machte eine Bewegung des Unwillens. „Wie? Das sagte er wirklich?“

Amberg nickte.

„Das sagte er.“

„Und Du, Fritz?“

„Nun, ich erhob mich einfach und erwiderte ruhig: Meine Erziehung, die wohl etwas abgeschlossener ist als die Ihre, Herr Leutnant, hindert mich, auf den von Ihnen eingeschlagenen Ton einzugehen. Damit ging ich meiner Wege.“

„Sehr gut!“

Der Rittmeister rieb sich vergnügt lächelnd die Hände.

Hildegard von Könen drückte ihre Wange an die ihres Bräutigams und rief mit blihenden Augen:

„Bravo, Fritz! Den hast Du gut abgetrumpft. Und wenn Du ihm nun noch einen kleinen Denktettel ertheilst —“

„Einen Denktettel?“ wiederholte Amberg erstaunt, richtete sich auf und sah seiner Braut fragend ins rosigte Antlitz.

„Nun ja,“ nahm der Rittmeister für seine Tochter das Wort. „Du hast Deinen Beleidiger doch natürlich gefordert?“

Der Fabrikbesitzer machte eine abwehrende Geste und entgegnete mit Geringschätzung: „Den jungen Prahlhans, dem noch nicht einmal der Schnurrbart gewachsen ist! Das hieße, ihm doch zuviel Bedeutung zuerkennen.“

Der Rittmeister bewegte sein Haupt mißbilligend.

„Du vergiffest, daß Linden Offizier ist, Fritz!“

„In meinen Augen ist er ein unreifer Mensch.“

Herr von Könen zog seine Augenbrauen in die Höhe.

„Gewiß, und wenn er ein beliebiger Schulze oder Müller wär, so würde die Sache mit der Abfertigung, die Du ihm mündlich angedeihen ließe, erledigt sein. So aber hebt ihn sein Stand aus der Menge. Seine Uniform hast Du in jedem Fall zu respektiren.“

Amberg sprang auf seine Füße. Sein Gesicht nahm eine dunklere Färbung an und seine Stimme einen lauterem, entschiedeneren Klang: „Du verzeihst, Papa,“ erwiderte er. „Ich habe eine andere Ansicht. Soll ich mir von dem jungen Menschen wegen des Wortwechsels eine Kugel in den Leib schießen lassen? Das wär doch ein Wahnsinn!“

Er schüttelte lebhaft und wiederholt mit dem Kopf und fuhr noch erregter fort: „Weil der dümmelste junge Herr schlecht erzogen ist, deshalb soll ich mein Leben aufs Spiel setzen? . . . Andererseits aber — gesetzt den Fall, meine Kugel trafe ihn — so wäre es doch geradezu barbarisch, die Unbesonnenheit eines unreifen Sünzgling mit dem Tode zu bestrafen.“

Der Rittmeister lächelte.

„Wer wird denn gleich daran denken! So pessimistisch brauchst Du die Sache nicht zu betrachten. Sieh mich an!“ Er richtete sich in seiner ganzen stattlichen Länge auf. „Als ich aktiv

war, habe ich meine zwei Pistolenduelle ausgefochten. Ich lebe immer noch. Bei dem einen erhielt ich einen Streifschuß, der in acht Tagen geheilt war. Das andre Scharmügel verlief überhaupt unblutig. Wir knallten jeder dreimal in die Luft und die Affäre war erledigt.“

„Dann ist's eine Komödie, Papa!“

„Erlaube! Es ist das kavalierrmäßige Austragen eines Ehrenhandels. Und Du bist es Deiner sozialen Stellung und Deiner ganzen Zukunft schuldig, die durch die Tradition geheiligten Gebräuche, die noch immer zwischen Männern von Ehre üblich sind, zu respektiren.“

Der alte Herr warf einen raschen Blick auf seine Tochter, die vornübergeneigt saß und in sichtlich Spannung der Auseinandersetzung zwischen Vater und Bräutigam folgte.

„Und auch die Rücksicht auf Hildegard,“ setzte er hinzu, „sollte Dich veranlassen, das Versäumte sobald als möglich nachzuholen.“

„Die Rücksicht auf Hildegard?“ fragte Amberg erstaunt.

„Nun ja!“ Rittmeister von Könens Gesichtszüge nahmen einen sehr ernsten, wichtigen Ausdruck an. „Bedenke doch, daß Du Dich, wenn Du für die erlittene Beleidigung nicht ritterliche Genugthuung forderst, von den Kreisen, in denen Du bisher verkehrtest, ausschließt. Man würde Dich sozusagen gesellschaftlich in Acht und Bann thun. Du würdest Dich und Hildegard förmlich isoliren. Erwäge recht, was das heißt! Die Offiziersgesellschaft und die damit in Verbindung stehenden Kreise würden sich Dir hermetisch verschließen —“

„Wir könnten die Bälle und sonstigen festlichen Veranstaltungen im Offizierkasino nicht mehr mitmachen,“ griff nun auch, ihren Vater unterbrechend, die junge Dame in das Gespräch. „Ich würde meine besten Freundinnen verlieren. Fräulein von Bredow und Fräulein von Kalkreuth und alle andern Offiziersdamen würden sich von mir zurückziehen.“

Der Fabrikbesitzer starrte seine Braut an wie eine übernatürliche Erscheinung, als entdeckte er plötzlich etwas Nochnie-gesehenes an ihr. Seine Lippen zuckten, der Ton seiner Stimme vibrierte eigenthümlich, während er fragte: „Also auch Du, Hildegard, bist dafür, daß ich mich mit dem Leutnant duellire?“

Die junge Dame erhob sich und näherte sich ihrem Bräutigam. Ihre elegant behandschuhte Rechte auf seinen Arm legend, erwiderte sie: „Sieh mal, Fritz, Papa versichert mir ausdrücklich, daß die Sache gar keine Gefahr für Dich haben würde —“

„Sicherlich nicht,“ fiel der Rittmeister eifrig ein. „Die Beleidigung gehört ja nicht zu den schweren. Für den Zweikampf würden mithin leichte Bedingungen genügen. Na, und was dabei herauskommt, das weiß man: in der Regel nichts. Man schießt ein paar Löhner in die Luft und der Ehre ist Genüge geschehen.“

„Na also —“ nahm Hildegard von Könen wieder das Wort. „Dann ist's doch gar nicht so was Schlimmes. Sieh mal, Fritz, wenn Du ihn nun nicht forderst, was sollte dann aus uns werden? Dann könnten wir ja gar nicht mehr existiren. Verfehmt, entehrt, ganz allein auf uns angewiesen! Das könnten wir ja doch nicht ertragen. Wenigstens ich könnte mir eine solche Existenz überhaupt nicht denken.“

Fritz Amberg hustete; seine Stimme klang eigenthümlich trocken und belegt, während er entgegnete: „Dann — dann allerdings, dann wird mir ja weiter nichts übrig bleiben, dann muß ich ja wohl.“

Hildegard von Könen umarmte ihren Bräutigam enthusiastisch.

„Ich wußte es ja, Du wirst Dir doch nicht den Vorwurf der Furcht machen lassen!“

Der Rittmeister aber zog seine Taschenuhr.

„Es ist die höchste Zeit,“ sagte er. „Eine Forderung muß immer spätestens vierundzwanzig Stunden nach der Beleidigung erfolgen. Komm, Hildegard! Fritz muß sich nach einem Kartellträger

umsehen. Wir wollen ihn nicht länger aufhalten. Wir sehen Dich doch noch heute Nachmittag oder Abend, Fritz?“

Der Fabrikbesitzer nickte. Herr von Könen aber faßte seine Tochter, die ganz gegen ihre sonstige vornehm maßvolle, ruhige Art ihren Bräutigam mit stürmischen Zärtlichkeiten überschüttete, unter den Arm und zog sie mit sanfter Gewalt mit sich fort.

* * *

Am andern Morgen fand das Duell zwischen dem Fabrikbesitzer Amberg und dem Leutnant von Linden statt.

Friedrich Amberg schoß absichtlich in die Luft; weniger schonungsvoll verhielt sich der junge Offizier. Er zielte sorgfältig und beim dritten Kugelwechsel gelang es ihm, seinen Gegner durch einen Schuß in die Brust zu Boden zu strecken.

Es war eine schwere Verwundung. Friedrich Amberg wurde in das städtische Krankenhaus gebracht. Nach langwierigem Krankheitslager gelang es der Kunst der Aerzte, ihn völlig wiederherzustellen. Herr von Könen zog während der ersten Wochen fast täglich Erkundigungen nach dem Befinden seines zukünftigen Schwiegersohnes ein. Ihm selbst, sowie seiner Tochter wurde der Zutritt zu dem Schwerkranken verwehrt. Erst als Amberg soweit wiederhergestellt war, daß er das Bett verlassen durfte, nahm er Besuche an.

Hildegard war die erste, die vorgelassen wurde. Ganz erregt und erregt stürmte sie ins Zimmer. Ihr Vater war unterwegs aufgehalten worden und wollte erst später nachkommen.

„Fritz!“ rief die junge Dame und eilte mit erhobenen Armen auf den ernst und bleich dastehenden Rekonvaleszenten zu — „ich bin so glücklich und ich bin so stolz auf Dich! Alle rühmen den Muth, mit dem Du Dich geschlagen hast, selbst Dein Gegner!“

Sie wollte sich freudestrahlend ihrem Bräutigam an die Brust werfen, aber er erfaßte ihre Arme und zog dieselben sanft herab.

„Daß das, Hildegard!“ sagte er ruhig. „Setze Dich! Ich habe mit Dir sehr Wichtiges zu besprechen.“

Sie sah erstaunt in sein merkwürdig unbewegtes Gesicht. Keine Spur von Freude darin. Im Gegentheil, seine Brauen waren gerunzelt und seine Augen blickten finster.

„Was hast Du, Fritz?“ stammelte sie und setzte sich, mechanisch seinem Gebote folgend.

Er athmete hörbar; ein schwaches Roth stieg in seine blaffen Wangen, während er, seine Blicke über sie hinwegrichtend, erwiderte: „Ich habe in den stillen Tagen meiner Krankheit viel über Dich und über mich nachgedacht und ich habe dabei die Entdeckung gemacht, daß wir uns in einem gegenseitigen verhängnißvollen Irrthum befinden oder besunden haben.“

„In einem Irrthum? Ich verstehe Dich nicht, Fritz! Worüber denn?“

Er zögerte einen Augenblick, bevor er, immer an ihr vorbeiblickend, in dumpfem Ton erwiderte: „Inbezug auf die Natur der Gründe, die uns seinerzeit veranlaßten, uns mit einander zu verloben.“

Sie machte eine heftige Bewegung, als wollte sie aufspringen.

„Ich begreife Dich nicht, Fritz!“ rief sie in tiefster Verwunderung. „Was soll denn das nun heißen?“

Er athmete tief und fuhr dann mit einem raschen, verstoßenen Blick auf die blendend schöne Mädchengestalt fort: „Das soll heißen: ich bin zu der Erkenntniß gekommen, daß ich, als ich mich um Dich bewarb, doch wohl mehr der Wirkung Deiner äußeren Vorzüge nachgab, als — als —“

Er stockte, nach einem möglichst schonenden Ausdruck suchend.

„Aber Fritz!“ rief sie halb geschmeichelt, halb besangen lächelnd.

„Wie gesagt,“ fuhr er rasch fort, „es waren wohl mehr in die Augen fallende Eigenschaften von Dir, als Dein Seelenleben, Dein Charakter, die mich anzogen und Du — ich will ja nicht sagen, daß äußerliche Gründe für Dich ausschlaggebend gewesen sind. Deine Phantasie hat Dir vielleicht Empfindungen vorgespiegelt, die Du in Wirklichkeit nicht besitzt, nicht besitzen kannst.“

Er war aufgestanden; seine Stimme hatte einen lauterem, entschiedeneren Klang angenommen; die Röthe auf seinen Wangen war intensiver geworden.

Hildegard sah ihn in sprachlosem Staunen an. Ihre Finger schlangen sich ineinander; sie schüttelte in ihrer grenzenlosen Ueber- raschung leise mit dem Kopf.

„Aber ich — ich begreife Dich nicht,“ brachte sie endlich stammelnd hervor. „Warum dieser Zweifel an — an meiner Liebe Fritz?“

Eine bittere Empfindung malte sich in dem Zucken der Mund- winkel des Refonvaleszenten.

„Zweifel?“ wiederholte er. „Es ist kein Zweifel, sondern die feste Ueberzeugung, die Gewißheit. Du liebst mich nicht und Du hast mich nie geliebt, Hildegard.“

Auch sie fuhr in die Höhe.

„Aber Fritz!“ rief sie und hob die ineinandergeschlungenen Hände empor.

„Nein, Hildegard,“ fuhr er unbeirrt, mit erhobener Stimme fort. „Das hast Du mir bewiesen, als Du, Deinen Vater unter- stützend, mich antriebst, meinen Gegner vor die Pistole zu fordern. Schon damals flammte es wie ein Blitz in mir auf: sie liebt Dich nicht! Und wenn ich dennoch, gegen meine Ueberzeugung, mich zu dem Zweikampf verstand, so that ich es, um Dir zu beweisen, daß mich nicht die Furcht davon zurückhielt.“

„Aber, Fritz, das geschah doch nur in Deinem eigenen Interesse. Ich sagte mir doch, daß Deine Ehre auf dem Spiele stand und Deine ganze gesellschaftliche Stellung.“

„Meine Ehre!“ Er lächelte bitter. „Wenn Du mich liebtest, Hildegard, dann hättest Du in jenem Augenblick nicht an meine Ehre gedacht, noch an die Vorurtheile der Gesellschaft, noch an das, was vielleicht in gesellschaftlicher Hinsicht für Dich und mich zu verlieren war. Das alles hätte an jenem Tage für ein liebendes Weib gar keinen Werth gehabt, nicht die mindeste Bedeutung. Ein liebendes Weib hätte nur allein um das Leben des geliebten Mannes gebangt und hätte keinen anderen Gedanken gehabt, als den Geliebten vor der Gefahr bewahrt zu sehen. Es hätte sich an ihn geklammert und hätte ihn zurückgehalten mit kosenden Händen und mit flehenden Worten der Liebe. Du aber zittertest nicht um mich, um mein Leben, sondern nur um Deine und meine gesellschaftliche Stellung und damit hast Du mir bewiesen, daß Du nicht mich als Menschen, meine Persönlichkeit liebtest, sondern höchstens meine Stellung hier in der Stadt, mein —“

Sie reckte sich straff in die Höhe und warf ihren Kopf stolz in den Nacken.

„Nun, sage es doch frei heraus!“ fiel sie ihm ins Wort, als er stockte. „Dein Geld habe ich geliebt, Deinen Reichtum. Das wolltest Du doch sagen? . . . Ich halte es unter meiner Würde, mich gegen einen so beleidigenden Vorwurf zu vertheidigen. Ich sehe, daß Du aus irgend welchem Grunde anderen Sinnes geworden bist, und wenn ich Dich recht verstehe, hast Du den Wunsch, unsere Beziehungen zu lösen —“

„Ich habe die Ueberzeugung, daß wir sie lösen müssen,“ erklärte er mit Nachdruck, — „weil wir uns nicht lieben, wie es Brautleute sollten —“

Sie zuckte und biß sich auf die Lippen. Ein Ausdruck von Hochmuth erschien in ihren Mienen, der die lieblichen, regelmäßig schönen Züge unsympathisch machte.

„Nun gut!“ erwiderte sie. „Ich bin natürlich weit entfernt davon, mich Dir aufzudrängen und die Aufrechterhaltung unsres bisherigen Verhältnisses von Dir verlangen zu wollen. Ich gebe Dir also schon heute Dein Wort zurück. Das Weitere überlasse ich Papa, der sich mit Dir bezüglich der äußeren Form, in der unser Verlobniß vor der Welt aufzuheben sein wird, auseinandersetzen mag.“

Sie nickte ganz kurz mit dem Haupte und rauschte davon.

Der Zurückbleibende starrte ihr eine Weile regungslos nach; dann griffen seine beiden Hände nach dem Herzen und machten eine heftig zuckende Bewegung, als rissen sie etwas aus der Brust heraus . . .

(Nachdruck verboten.)

Der Bär in der Tanzstunde.

Skizze von Paul A. Kirstein.

„Ja, mein Freundchen — es wird nicht anders gehen! Du wirst den schweren Schritt schon wagen müssen!“

„Aber Bester, bedenke doch . . . in meinem Alter!“

Der „Bester“ schob die Achseln sehr hoch und legte die Stirn in Falten.

„Ja . . . das ist nun mal so. Ein junges Mädchen, und noch dazu eine Braut, kann doch verlangen, daß ihr Bräutigam wenigstens tanzen kann. Schon wegen des Ehrentanzes bei der Hochzeit! Da giebt es keinen Ersatz.“

Dr. Wilhelm Niedel fuhr sich mit dem weißen Tuch über die hohe Stirn, als perlten ihm schon die Angstropfen.

„Wenn Du also wirklich diese ernste Sache vorhast — ja . . . dann wird Dir nichts anderes übrig bleiben. Du wirst trotz Deiner vierunddreißig Jahre das Tanzen noch erlernen müssen.“

Dr. Niedel ging ziemlich geknickt von seinem Freunde fort. So schwer hatte er sich beim besten Willen das Verloben und Heiraten nicht gedacht. Wenn er daheim bei seinen Büchern saß und nur gelegentlich vor sich hin träumte, dann war ihm diese Vereinigung zweier Menschen immer wie etwas Gütliches vorgekommen, wie etwas . . . das die Vorsehung bestimmt hatte und das die Menschen nur zu erfüllen brauchten. Und nun sah er auf einmal, daß das in Wirklichkeit ganz anders war, daß es umständlicher Vorbereitungen bedurfte und beinahe ebenso gelernt werden mußte, wie das A und das große und das kleine Einmaleins.

Schon das leise Werben, das von Tag zu Tag deutlicher werden mußte, das Herumscharwenzeln und Schönthun hatte ihm viel Kopfschmerzen gemacht. Es störte ihn meist in seinen heimlichen Betrachtungen, und wenn er sich gewaltsam davon losriß und sich in tausend Galanterien erging, so kam er sich hinterher so albern vor, daß er fast allen Muth und alle Hoffnungen für das Gelingen seines Planes verlor.

Und dabei fühlte er sich selbst so ungeschickt, als ob er mehr Finger und Hände hatte, als jeder gewöhnliche Mensch!

Das Blut stieg ihm dann in den Kopf, daß er über und über roth wurde, und traute er sich endlich wieder aufzublicken, so war ihm . . . als sähe er in dem Auge seiner Angebeteten einen kleinen Schimmer von Ironie — das kränkte ihn am tiefsten.

Fräulein Milli Werder war sonst gar nicht so oberflächlich. Sie hatte selber, ganz aus eigenem Antriebe, und noch dazu heimlich, ihr Lehrerinnenexamen gemacht, und arbeitete noch heute genau so emsig wie vorher. Das hatte ihm besonders gefallen, das hatte sie zueinander geführt — und nun . . . diese Enttäuschung!

Es schien ihm immer, als könnte sie darüber nicht hinwegsehen, als müßte ihr Gefährte auch die graziose Leichtigkeit besitzen, die ihr in so hohem Maße eigen war.

Ja . . . es machte ihm viel Kopfschmerzen!

Alle Welt hatte er schon um Rath gefragt, jedem wäre er dankbar gewesen, der ihm die Gedanken ausgerebet hätte; aber niemand that es. Alle meinten, wenn das Mädchen es verlangte, müßte er es thun. So viel wäre er ihr mindestens schuldig, da sie doch viel, viel mehr für ihn hingäbe.

Es blieb ihm also nichts anderes übrig, und nach seiner letzten eingehenden Unterredung mit dem besten Freund entschloß er sich auch wirklich dazu, Tanzstunden zu nehmen.

Er suchte in Vertrauen und Sympathie natürlich den Tanzlehrer auf, der einstmal Fräulein Milli auch unterrichtet hatte, und von dem sie noch heute freudig und mit sichtlichem Vergnügen sprach. Der Herr empfing ihn tänzelnd in einem sehr kokett eingerichteten Zimmer.

„Ach — verstehe! Wollen etwas leichter werden, geschmeidiger! Ja . . . verstehe!“ sagte er in ziemlich raschem Tempo. „Tanzen dazu wie geschaffen, ja! Aber . . . wohl in der Jugend versäumt, nicht?“

„Ich war leider durch meinen Beruf etwas zu sehr in Anspruch genommen,“ versetzte Dr. Niedel bescheiden und fast beschämt.

„Ach — verstehe, kenn' ich! Sehr viele Herren, Herr Doktor, sehr viele! Aber schade, schade! Je älter, desto schwerer. — Na . . . machen Sie mal so!“

Er sprang vor ihm zierlich herum, den einen Fuß immer graziös vor den anderen setzend.

„Was — soll ich?“ Wie entgeistert schaute ihn Dr. Niedel an. „Nur einmal versuchen. Seh'n Sie — so!“

Er wiederholte den Pas noch einige male.

„Will nur sehen, ob Talent — Talent da ist. Na — nicht geniren! Ein Bär lern's auch, wieviel eher ein studirter Mann. Also . . .“

Er machte seinen Schritt noch einmal vor. Und der verlegene Gelehrte, der schließlich doch zum Ziele kommen wollte, versuchte schüchtern, es nachzuahmen.

„Ach — brillant, brillant! Vom graziösen Schwung . . . natürlich keine Idee. Aber — Material, Material ist da, und nach einiger Übung wird's gehen. Wollen Sie gleich . . . mit den andern — oder zu Anfang . . . allein?“

„Nieber allein“, versetzte der Doktor ganz kleinlaut.

„Ach . . . verstehe! Auch besser. Kann viel mehr erreichen. Also . . . wann?“

Sie verabredeten die Tage und Stunden, auch die nähere Art des Unterrichts, dann ging Dr. Niedel wieder fort.

Er kam sich schauerhaft lächerlich vor. Das Andenken an sein Herumspringen vor dem Tanzlehrer störte ihn immer wieder bei seinen Büchern, und hätte er nicht eine so feste, ernste Neigung für Milli Werder gehabt, er hätte sie sicherlich lieber aufgegeben, ehe er noch eine Wiederholung machte.

Ziemlich verstört erschien er abends bei ihr. Seine Unbeholfenheit war größer noch als sonst, und da — da war's das erste mal, daß er sie wirklich lachen sah.

Es kränkte ihn zwar tief; doch alles, was sie sonst mit ihm sprach und für ihn that, das war so lieb und antheilsvoll, daß er es schnell vergaß, und daß er fester noch den Vorsatz faßte, sein Ungeschick zu meistern, und ihr ähnlicher und begehrenswerther zu werden.

Schon zwei Tage darauf nahm er seine erste Stunde.

Sie brachte ihn in Hitze und öffnete ihm ein Meer von Hoffnungslosigkeit. Was sein Lehrer ihm spielend und lächelnd zeigte — er bekam es trotz aller Mühe nicht fertig! Er stolperte über seine eigenen Füße und verlor das Gleichgewicht. Er lernte nicht einen Schritt!

Und es wurde und wurde nicht besser. Die Höflichkeit des Lehrers ließ nach, und zwischen „elastischem Schwung“ und „leichter Drehung“ hörte er mehr Beleidigungen, als sonst in seinem ganzen vierunddreißigjährigen Leben!

Er kam sich wie ein Märtyrer vor, der einer guten Sache alles opferte. Seine Selbstverleugnung erschien ihm wie der stärkste Beweis, den er für seine Liebe bringen konnte. Aber freilich — sie erfuhr von alledem nichts. Sie durfte von allem nichts erfahren; denn es schien ihm, als müßte er dann ganz ihrem Spotte verfallen

Nur ganz verstoßen erlaubte er sich einmal eine Frage.

„Finden Sie nicht, Fräulein Milli, daß ich in letzter Zeit nicht mehr — nicht mehr . . . so ganz . . . ungeschickt bin wie früher?“ In den Winkeln des frischen, feingeschnittenen Mundes zuckte es; doch sie wollte ihn nicht kränken.

„Na . . .“, sagte sie lustig, „manchmal doch noch recht stark!“

„Na ja, na ja — aber . . . etwas besser ist es doch?“

Er hätte so gern, wie zum Trost in seinen Leiden, einige Anerkennung bei ihr gefunden; aber sie ging still darüber hinweg. Sie nickte nur etwas mit dem blonden Kopf, dann erzählte sie wieder weiter.

Eine Freundin war bei ihr gewesen — sie hatten von der Tanzstunde gesprochen.

„Denken Sie, diesmal soll einer dabei sein — das Muster von Ungeschicklichkeit!! Nicht einen Schritt macht er richtig. Sie nennen ihn nur alle den „Bär“!“

Sie lachte mit heller, lustiger Stimme.

„Das könnten beinahe Sie sein, lieber Doktor!“ —

Er konnte es nicht nur sein — nein! er war es wirklich. Seit vier Unterrichtsstunden tanzte er mit den andern zusammen.

„Ja, ja . . . muß sein! Sonst lernen Sie's nie!“

Dagegen gab es keinen Widerspruch, und auch die böse Aussicht besiegte die Bedenken. Aber schon beim ersten Versuch erlebte er die fürchterlichste Blamage.

„Herr Doktor! Herr Doktor! — wie drehen Sie sich denn? Wie ein wild gewordener Stoch, wie ein Bär!!“

Dann waren die Damen gekommen . . . der „Bär“ trete ihnen die Füße ab . . . der „Bär“ risse ihnen den Saum vom Kleid — dann hatten sie sich überhaupt geweigert, mit dem „Bären“ noch einmal zu tanzen.

Wäre des Tanzlehrers Tochter nicht gewesen, er hätte beim besten Willen keine Gelegenheit mehr gehabt, seinem Ziele auch nur einen Sprung näher zu kommen.

Und dabei übte er mit solchem Eifer, mit so großer Aufmerksamkeit — und dennoch gelang es ihm nicht. Selbst in seiner Wohnung, wenn er ganz allein war, versuchte er es hin und wieder; aber er kam endlich zu der Ueberzeugung, es hatte keinen Zweck. Er lernte es doch nicht!

Es war nicht gerade ein angenehmes Gefühl; mit der Ruhe des Philosophen indessen brachte er sich darüber hinweg.

Als dann der große Ball, an dem wie zur Beendigung des Unterrichts alle Schüler, auch die früheren meist, theilnahmen, stattfinden sollte, lehnte er Fräulein Werder's Einladung nicht ab. Einmal mußte sich ja die Sache klären. Er hatte gethan, was in seinen Kräften stand.

Mit ihr zusammen trat er in den Saal; die Mutter folgte etwas später. Und da die Tanzlust noch in vollster Blüte stand und gerade eine Polka war, die er leidlich fertig brachte, so forderte er sie gleich auf.

Es ging ja auch so ungefähr. Was nicht ging, schob er auf das große Gewühl der „noch nicht ganz Sicheren,“ und fand auch Glauben.

Doch das Unglück schreitet schnell. Kaum hatte er Fräulein Milli zu ihrem Platz gebracht, so näherten sich von allen Seiten befreundete Damen.

Er trat ein wenig zurück.

„Was? Du tanzest mit dem Bären?“

„Mit wem?“

„Mit dem Bären! Das ist doch der, von dem wir Dir erzählt!“

„Der Dr. Niedel?! Aber das ist ja nicht möglich?!“

Sie lachten alle auf.

„Na, Du wirst's ja erleben! Tanze nur weiter mit ihm!“ —

Es wollte ihr gar nicht in den Sinn. Sie konnte es sich nicht erklären, daß er, in seinem Alter, noch so thöricht sein konnte!

Sie fordert ihn nun auf, sie — um sich selber zu versichern.
Aber schon nach den ersten Walzertakten fühlte sie es heraus.
Sie kamen nicht in Takt, sie stießen sich, daß sie sicher blaue Flecke haben mußte, und schließlich trat er ihr noch mit dem Hacken so auf die ohnehin etwas engen Ballschuhe, daß sie fast aufschrie und vor lauter Schmerz aus dem Saal mußte.

Die Röthe des Unwillens färbte sie bis über den Hals.

„Wenn Sie nicht tanzen können, Herr Doktor, warum sagen Sie's dann nicht?“

„Oh — der Lehrer hat mir versichert, ich würde es sicher bis heute gelernt haben!“

„Ich begreife überhaupt nicht, wie man so . . . ungeschickt sein kann!“

Auf dem „So“ lang eine lange Fermate.

„Es thut mir ja leid, Fräulein Milli, daß ich Ihnen weh gethan, aber — ich kann wirklich nichts dafür.“

„Na das sollen Sie auch noch“, antwortete sie, beinahe schon lächelnd.

„Ganz offen gestanden — sind eigentlich nur Sie daran schuld!“

„Ich — aber da hört sich doch alles auf! Ich bin bekannt als gute Tänzerin!“

„Ja, ja — aber trotzdem!“

„Da bin ich aber neugierig.“

„Sehen Sie,“ sein Antlitz bekam einen weichen, elegischen Zug.

„Sie wissen doch, die Ehen werden im Himmel geschlossen!“

„Herr Doktor!“

„Was denn? Ich will ja nur erklären! — Als ich nun noch da oben war, da sagte mir der liebe Gott: Wilhelm, Du wirst einmal eine seltene Frau bekommen. Sie wird klug sein und lieb, und hingebend, und über alles Maß treu — aber sie wird nicht schön sein, sondern unbeholfen und schwerfällig, daß alle über sie lachen. So eine echte rechte Värengestalt!“

Milli sah ihn nicht mehr an.

„Ich dagegen,“ sprach der Doktor weiter, „sollte schlank sein und grazios — und tanzen können wie eine Elfe! Das kränkte mich natürlich tief. Was sollte ich mit der Schlankheit und der Grazie, und besonders mit dem Elsentanz? Ein Mann?! — Und es that mir leid, daß meine gute Frau einmal ihren Mitschweftern so nachsehen sollte. Da hat ich den lieben Gott: Gib mir nur ein ehrliches Herz und ihr alle äußerlichen und innerlichen Vorzüge und Tugenden. Laß mich nur wie ein Bär durch's Leben tappen — sie wird's mir danken und nie vergessen, daß ich ihr alles abnahm und selber wurde — so wie ich bin!“ —

Er sah ihr liebevoll in die schimmernden Augen.

„Fräulein Milli, hab ich da recht?“

„Ich — ich . . .“ Sie wollte sprechen; doch es gelang ihr nicht. Sie schlug die Hände vor das Gesicht — und ließ es ruhig zu, daß er sie wieder fortzog und sie dann auf den Mund küßte.

„Komm, komm — wir wollen fort! Willst Du?“

„Aber natürlich! Furchtbar gern! Was soll der Bär in der Tanzstunde?! Der muß in Freiheit dressirt werden . . .“

Und er lachte so laut und fröhlich, als wäre ihm die größte Last vom Herzen gefallen. . . .

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Ergänzungsräthsel.

—der, Bio—, —ter, Or—, —he, Au—, —stand, —bian,
Mu—, —mel, —nig, —zug.

Statt der Striche sind passende Silben zu setzen, so daß zwölf Hauptwörter entstehen. Die hinzugefügten Silben müssen im Zusammenhang ein Sprichwort ergeben.

Bilderräthsel.



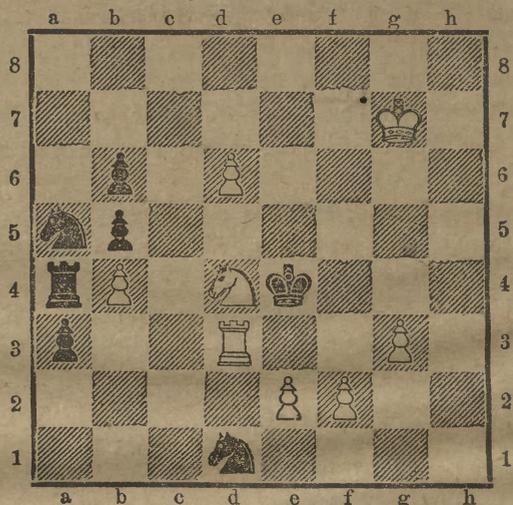
Abstrichräthsel.

Werber, Stab, Made, Zelt, Wilder, Falk, Auge, Reifen.

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen, die andere Hälfte muß aus nebeneinander stehenden Buchstaben bestehen. Diese Buchstabengruppen im Zusammenhang gelesen, ergeben ein bekanntes Sprichwort.

Schachaufgabe.

Von F. Skalit in Prag.



Weiß.

Matt in drei Zügen.

(9+7)

Auflösung des Zahlenräthfels.

Oldenburg, London, Degen, Elbe, Neger, Bernburg, Udo, Roggen, Gold.

Auflösung des Bilderräthfels.

Alter schützt vor Thorheit nicht.

Auflösung des Kapselräthfels.

Wer will haben gute Ruh,
Sich' und hör' und schweig dazu.

Auflösung der Geheimschrift.

Schlüsselwort: Gestirn. Die unten aufgeführten Buchstaben sind der Reihe nach an Stelle der Striche zu setzen.
Für gemeine Seelen giebt es nichts Erhabenes.

Auflösung des Buchstabenräthfels.

Viene, Birne.

Auflösung des Scherzräthfels.

Salu — Salomo.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. cB, a10, K, 9, 8, 7; b9; cK, 9, 8.
M. a, bB, aA, D; bA, 10; cA, 10, D; dA.
G. dB; b8, 7; c7; d10, K, D, 9, 8, 7.
Skat: bK, D.

Spiel:

1. B. aK, aA, dB (—17). 2. G. d10, cB, dA (—23).
3. B. a10, aD, dK (—17). 4. B. b9, bA, b7.

M bleibt am Spiel und muß noch einen Stich abgeben:
M cD, dD, cK (—10); damit haben die Gegner 67.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Franz Grosse, Alex Süßkind, Sally Spiger, Stanislaus Musielewicz, Hans Kuhl, Georg Schmelter, Arthur Dangel, Trude und Hans Wiedert, Herbert Winkler, Hochmuth, Boet, Gabler, Hohendorf, Schneider, Zug, Bromberg. Marie S., Rakel, Max und Anna Fock, Zempelburg. Willi und Ernst Becker, Paul Rinder, Elisabeth Plezewska, Paula Auerbach, Oskar Reck, Conrad Schmidt, Bromberg.